

38. Liberalismus.

Die liberale Stimmung hat merkwürdige Fortschritte in Wien gemacht. Eine, so viel ich Gelegenheit hatte sie kennen zu lernen, indeß sehr verschiedene von jenen Bestrebungen, die durch Stoßseufzer, Worte oder Thaten den alteuropäischen Boden von Grund aus umackern wollen, um überall zehntenfreie Neubauten anzulegen. Während man anderwärts meint, die Wurzel des Übels sei der Aristokratismus, und wenn die historischen Namen ausgerottet und der Begriff regiere statt der großen Erinnerungen, sei die vollkommene Welt an der Schwelle, läßt der wiener Liberalismus die Aristokratie bei Seite. Seiner ist nur aus dem Bedürfniß nach Luft entstanden. Die Aristokratie ist gewaltig, sie aber dünkt ihm weder Geist noch Leib, wenigstens scheint sie's nicht. Er will nur für sich Freiheit, diese Freiheit verlangt er von der Regierung und ließe gern, was dane-

ben leben mag, am Leben. Wann er einst in den Adelsrechten einen mit ihm um das Dasein ringenden Rivalen fände, ist eine Frage, welche die Gegenwart noch nichts angeht. Feudaldruck ist im eigentlichen Oestreich unbekannt, große Männer sind aus dem Adel hervorgegangen, leuchtende Namen, die Familien haben ihre Ehre durch würdige Stiftungen populair erhalten, der Adel hat also noch mitgelebt mit der Zeit; so lange dies der Fall, ist er nirgend der Gegenstand des Hasses. Das tritt erst ein, wo er stagnirt, verknochert, versteinert, wo er diese Absonderung von dem allgemeinen Lebensflusse inne wird, und, statt Alles daran zu setzen, sein Blut auch wieder flüssig zu machen, zusammenhält und mit der Eier eines Geizhalses das Ueberkommene festhält und verschließt. Ob dieser Wendepunkt hier gekommen, mag ich nicht entscheiden; gewiß ist, daß dem österreichischen Adel das große Lebenselement abgeht, welches den englischen und schwedischen so lange mit dem Volke in Verbindung hielt, die untadelige Vermischung mit dem Bürgerstande. Denn auch hier regiert in aller Herbigkeit das gespenstige Phantom von der Reinheit des Blutes.

Der wiener Liberale sucht sein und der Welt Heil nicht darin, wenn die Liechtensteine und Esterhazys nicht mehr sind als er; er seufzt nur nach Aufhebung der Sperre um sein schönes Land, daß hinaus- und hereinkönne, was da will, daß der Gedanke frei gegeben werde sich zu gestalten in Wort, Schrift, That, wie er will, und daß sein Oestreich zu der Höhe sich schwinde unter den gebildeten Staaten Europas, wozu seine örtliche Lage, seine Macht, seine reiche Natur es zu berechnen scheinen. Er will nicht Andere um einen Kopf kleiner machen, um selbst größer zu sein, er will nur die Freiheit haben, zu wachsen, und was daneben auch noch wachsen kann und mag, dem verbietet er's nicht. So spricht sich in den Spaziergängen des wiener Poeten der Liberalismus aus. Indem ich immer wieder auf diesen zurückkomme, verrathe ich unwillkürlich meine Vorliebe für ihn. Sie ist indeß keine partiische; die Person des Autors, der entfernt von Wien lebte, ist mir völlig unbekannt. Aber indem ich sie mir aus seinen Gedichten herausgebildet, wurde er mir ein Freund, mit dem ich gern verkehre. Ganz mitgeföhlt und verstanden habe ich ihn indeß

erst, als ich den Grund und Boden kennen lernte, auf dem er gedichtet, und seine Schritte verfolgte.

Welche Blasphemie, ihn zusammenwerfen mit den im Begriff Verknocherten, den lebensfrisch Hoffenden mit den misgünstig Zerstörenden, die auch mit dem Feldgeschrei: Vorwärts! stürmen, aber nicht aus reichem Schoose Saatkörner streuend und Reben pflanzend, sondern mit der Hippe zur Ernte alles Dessen, was vorragt; erst mähen sie die *summa papavera* und dann weiter in Glauben, Erinnerung, Kunst, Wissenschaft, um einen Gott zu construiren, der selbst in den glühendsten Phantasiebildern der Schwärmer unter ihnen ein sehr nüchterner bleibt, eine Herrschaft zu proclamiren, deren höchstes Princip der Nutzen, deren Triebfeder die Selbstsucht. In dem Munde eines Börne das Lob meines Spaziergängers zu finden, hat mich gekränkt. Was haben Beide gemein? Doch ich lasse jenen dämonisch für gar nichts als die blanke, baare Zerstörung Entflammten aus dem Spiel; die ihm zunächst, die begeistert sind für eine Gleichheit, die sie möglich denken, die sie sich vorlügen in Amerika, die noch den trostlosen Schemen ihrer vergötternden Anbetung, die

Industrie, unter schön tönenden Namen von Menschenliebe, Weltvervollkommenung verhüllen, was haben diese Liberalen mit ihm gemein? Einen Namen freilich; sie sprachen auch von einem Völkerfrühling. Wie Viele glaubten daran, und wer mag die blasirte Frucht der Reflexion, die Spätgeburt der Ueberbildung, die Fata Morgana, nach deren Ufern das Misvergnügen Anker auswirft, den letzten Hafen für Die, welche alle andern Häfen verschlossen finden, mit dem Frühling vergleichen? Anastasius Grün, ein glücklich gewählter Name von dem Jünglinge, ist ein von Frühlingswehen und Frühlingslust durchschauerter Patriot. Er glaubt und hofft und liebt. Er liebt sein Vaterland, sein Deutschland, sein Oestreich, den Schauplatz der Ehren seiner Väter, den Fleck, wo seine Wiege geschaukelt, er liebt die gloriwürdige Erinnerung, er hält sie nicht unverträglich mit der Hoffnung einer bessern Zeit. An diese glaubt er fest, und sein Bohn, daß man sie noch fern hält, wird nicht Grimm, nur als Wehmuth spricht er sich aus. Sein Liberalismus ist nicht todtgebornes Kind des Verstandes, sondern ein jugendlich frisches des Herzens. Was er uns gibt ist etwas Empfundene-

nes, wenn auch nicht alles Empfundene wahr ist. Fesseln will er zersprengt, das Gängelband fort, den Hemmschuh los, die Nebelkappe fortgerissen, in die Luft soll das Licht. Freilich mag es uns bedünken, daß er, von Wonne geblendet, in einem thyrssuschwingenden Zuge, bedingt Nothwendiges überspringt; aber ich spreche hier nur von der Gesinnung, und indem ich mich seiner freue, würde ich ihn noch nicht zum Premierminister machen, wenn ich Kaiser wäre. Aber als Kaiser würde ich mich freuen, wenn viele Jünglinge in meinem Lande so empfänden. Denn ein Jüngling soll anders empfinden als der Mann. In seinem Bacchuszuge sind keine Mänaden.

Er gestaltet doch aus dem Vorhandenen; er will nicht erst wie die Andern vernichten, um von vorn anzufangen. Die Gräfte unter dem St.-Stephan, die Gewölbe von Heiligenkreuz sind ihm Fundamente; es ist ihm nichts gleichgültig von Dem, was gewesen, alles Ehrwürdige, Große, alles Liebliche und Heilige ist eine Stufe zu Dem, was kommen soll. Und dies ist der durchgängige österreichische Charakterzug, der, selten heute, uns wohlthut: beim Liberalen und dem blindstarren Anhän-

ger des temporis acti ein und dieselbe innige Anhänglichkeit an das Menschliche, ein Gedanke: Fürst und Vaterland. Sie lieben ihren Kaiser, des Kaisers Frau, des Kaisers Kinder, Schwester, Schwesterkinder; grade so weit geht diese Liebe, als der liberale Spott diese menschlich=persönliche Lebensader, die sich durch den metallenen Gedanken von Staat und Gesetz versöhnend durchschlängelt, lächerlich macht. Derselbe Bürger, der sein Vermögen im großen Staatsbankrott verlor, weint Freudenthränen, wenn er seinen Kaiser sieht, und der Dichter kann sich die Freiheit, die er seinem Vaterlande erfleht, nicht anders denken als mit dem Vater Franz, dessen Stirn ein dreifaches Kronenband umzieht:

Sene alte goldne Krone, deren Glanz, bevor sie sein,
Durchgewallt vom Haupt zu Haupte seiner Ahnen weite
Reihn;

Sene schöne Silberkrone, deren schützend Zauberband
Um des Greises Haupt das Alter weiß und rein und heilig
wand;

Und die dritte, schönste Krone, die ihm milde Güte fließt,
Segensreich wie Frühlingshimmel, hehr wie leuchtend Mon-
denlicht.

Wie paßt das zu dem Liberalismus, der vom star-

ren Begriff alles Persönliche entfernt wissen will, der den alten, einst so hellen Glockenklang deutsche Treue als Unkenruf verdächtigt. Unsere Väter meinten, er vertrage sich mit des Mannes Selbstgefühl, mit Stolz, auch mit Freiheit; allein von der Freiheit verstanden freilich unsere Väter nichts, welche sie nur in dem Schutze suchten, der dem Wachsthum jedes Selbstlebens gebühre. Noch will jeder Desstreicher in seinem Fürsten die Offenbarung von etwas Höherem als das starre Gesetz, wozu es allerdings keiner Könige, höchstens erblicher Präsidenten bedürfte; auch der Liberale gibt, indem er Freiheit fodert, das Verlangen nicht hin nach Gnade; und wie wenig das religiöse Element in Wien als solches zu Tage tritt, so unbewußt verkörpert es sich in dieser Liebe und dem Begehren danach. Es ist aus Desreich noch keine Stimme erklungen: „Mag er sein, wer er will, der regiert, wenn er nur gut regiert,“ eine das Ohr bestechende Floskel, die aber so wenig als „ubi bene ibi patria,“ aus dem Herzen kam, sondern aus Frankreich; und seltsam, daß dort, von wo dieser kalte Verstandesatz ausging, der uns nun als höchste Errungenschaft menschlicher Weisheit

gepredigt wird, daß in demselben Lande dieses „ubi bene“ nicht gilt! Die Liebe beim Franzosen, vertrieben aus Allem sonst, hat sich gerettet in sein Vaterlandsgefühl; wenn sie auch da wieder fast zur Caricatur wurde, so ist es doch Liebe, die der Verstand nicht construirt.

Der Adel, aus sich heraus schon durch festes Besizthum gestützt, gerieth nicht ganz in die Collisionen mit dem Bürgerstande, welche im andern Deutschland den Neid erweckten. Die Beamtenstellung, hier nicht so alles industrielle Leben umspinnend und bedingend als bei uns, wird nicht auf gleiche Weise gesucht, sie gibt, da die Titel fehlen, keinen Glanz. Außerdem fehlt dem eigentlichen Oestreicher der angeborene Hang zur Geschäftsthätigkeit. Sein Princip: „Leben und leben lassen,“ dringt ihn, sein und Anderer Leben zu reguliren nur wenn er muß. Auch aus den übrigen, Oestreichs Scepter unterworfenen Stämmen nennt man nur den Böhmen als den zu amtlicher Thätigkeit am aufgelegtsten und gefügigsten. So ist hier nicht derselbe Andrang nach Staatsposten wie bei uns, und wie der Vater nicht meint, daß sein Sohn nur durch feste An-

stellung ein ordentlicher Mensch werde und den Zweck des Lebens erreiche, meint auch der Adel nicht, weder besonders zu Staatsämtern berufen zu sein, noch durch sie an Ehre zu gewinnen. Mit dieser Contention fällt eine gehässige Scheidewand der Stände hinweg, welche hie und da in gutmüthigen Gemüthern die alleinige Quelle des mismüthigen Freiheitsfinnes ist. Einzelne hohe Hof- und Staatsämter sind freilich Privilegia des Adels, aber auch hier nur des hohen, ja gewissermaßen Erbgut einer Oligarchie. Bis da hinauf versteigt sich nicht der Neid des Bürgers, läge er überhaupt im Charakter des Wiener. Doch selbst unter diesen Höchsten, unter den Hohen scheint der Stolz auf Das, was sie sind durch sich, die Lust nach glänzenden Titeln, die ein Anderer ihnen gibt, eher zu mindern als zu heben. Es gibt Beispiele, daß Magnaten erst im Greisenalter es sich zur Pflicht gemacht, um amtliche Thätigkeit und Staatswürden zu werben.

Ich bin kein Wortredner des österreichischen Adels; dies zu werden, gehörte mehr Kenntniß, als ein Fremder erwerben kann. Stände er an dem Wendepunkte, wo er gegen den Zeitstrom nicht mehr

durch Kenntnisse, Verdienst, großartige Gesinnungen und Werke, sondern allein durch trotziges Festhalten am verjährten Besisthum sich halten will, so rettete ihn keine örtliche Gunst vor mehr oder minder schnellem Sinken. Fürst Esterhazy lächelte unglaublich in London zum Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen,“ daß eine Reform in England jemals möglich werden könne, und es waren nicht sieben Jahr vergangen, so war diese Reform zur Wirklichkeit geworden, in einer Größe und Umfassendheit, daß das Schema dazu, welches man sieben Jahre zuvor eine Chimäre schalt, dagegen winzig erscheint. Nicht als Wortredner für seine Bedeutung, sondern dafür, daß diese Bedeutung noch da ist, halb in alter Kraft, sprach ich dies vom österreichischen Adel, und daß in seinem Institute, so scheint es, nichts liegt, was den Wünschen des Despoten nach Freiheit widersteht. Es ist im deutschen Despoten keine Leibeigenschaft, kein Feudaldruck, der Adel strebt nicht dem Bürger wegzunehmen, wonach dieser verlangt, er engt ihm nicht den Boden ein zum Stehen, er entzieht ihm nicht die Luft, er will ihn nicht regieren und nicht bevormunden, er spricht mit ihm, wie er un-

ter sich spricht, und da er Alles ausgibt, was er einnimmt und mehr, so gibt er dem Bürger viel. Wo ist da Grund zum Neid und zum Hass! Ja sogar, wenn es scherzen gälte, er läßt es sich gefallen, daß die Gesellschaftssprache den Bürger adelst. So — scheint es. Bilder geben nur den Schein zurück, und nicht in jedem Gesichte drückt sich der anomale Organismus des Körpers aus, daß ihn der Maler auch auffassen kann.

Ueber Oestreichs Zukunft schwebt ein dunkler Schleier. Bleiben, wie es ist, kann es nicht, es wird nur so zusammengehalten, und man hütet sich daran zu rühren; eine kleine Reparatur könnte einen großen Riß verursachen. Aber einmal, wenn nicht Stürme von Außen Alles zertrümmern, muß an die Reform gegangen werden. Wer wird sie wagen? Englands begonnene schien, und ist noch ein Problem, und dennoch möchte die Aufgabe dort leichter sein als in Oestreich. Wie eine Form finden, die für alle diese Elemente paßt, welche hier den gebildeten Sinn befriedigt, dort dem rohen Bedürfniß genügt? Weder strengster Gerechtigkeitssinn, noch vollkommenste Schlaueit lösen die Aufgabe. Eine Inspiration gehört dazu, um

einst für die Dauer Das zu ersetzen, was jetzt nur durch Kraft und persönliche Anhänglichkeit sich geltend macht. Welche Rolle alsdann die Aristokratie spielen wird? Will sie nur sich retten, so stürzt sie sich und Vieles. Der alte Zauber ist gelöst, es muß ein neuer gesucht werden; im Zunft- und Kastengeist wird er nicht gefunden. Was überhaupt einst in der vervollkommeneten Welt vor uns die alte Aristokratie ersetzen soll, weiß ich nicht; denn was ich in Amerika dafür finde, die Plutokratie, die Advocatenherrschaft, den rohen Dünkel des Individuums, scheint mir so wenig ein Surrogat als im heutigen Frankreich bei weit liebenswürdigeren Formen das dort einzig gültige Adelsdiplom: das Interesse. Aber was soll in Oestreich sie ersetzen? Verwebt in das bunte Kleid des Lebens stockte ohne sie dies Leben, dem die mannichfachen Triebfedern abgehen, welche anderswo es munter erhalten.

Ein Aristokrat bin ich, weil ich meine, daß kein gesellschaftlicher Verband auf die Dauer ohne eine Aristokratie bestehen könne, und weil unter den zur Erscheinung gekommenen die durch Geburt begründete, auf großen, festen Landbesitz ge-

stärkte, mir die am mindesten drückende für das Gefühl dünkt, verträglich mit persönlicher und geistiger Freiheit, ja, wo der Adel noch nicht enervirt ist, nach allen Vorgängen der Geschichte diese des Geistes hebend noch und erweckend. Denn der Kleinbürgergeist schafft und häuft nur für die Gegenwart, und wo er der Zukunft gedenkt, ist es doch nur um des Nutzens halb, wohingegen das Große und Schöne, was den Geist erkräftigt, vorzugsweise von den Aristokratien gepflegt worden, und der Adel, wo er sich noch bewußt Dessen, was er vertritt, neben der Gegenwart, wenn er für die Zukunft arbeitet, auch der Vergangenheit gedenken muß. Daß wir verhungern werden und verdursten oder in Ketten schmachten und Unwissenheit, davor ist mir nicht bange; denn mit jedem Jahre manifestirt sich mehr und mehr die Ohnmacht derer, die das Letztere möchten, und für das Erstere, daß es nicht geschieht, sorgt ein jeder selbst und die Millionen Priester, welche dem Gott „Industrie“ dienen, um Märtyrer zu werden oder Millionaire. Die Risse und Spalten in den Feudalburgen fließt kein römischer Kitt, und in ihre Verließe sperren sie weder Keger, noch Ju-

den, noch reisende Kaufleute mehr. Es geht Alles vorwärts. Das, was die Liberalen wollen, hilft sich, macht sich von selbst, es braucht nicht unser Aller Kräfte. Das großartig Gemeinnützige dagegen, was aus den aristokratischen Institutionen des Alterthums hervorging, was in Kunst, Wissenschaft, selbst im Sinn für Freiheit und Staatswohl, noch auf uns fortlebt, macht sich nirgend von selbst. Kalmucken blieben Kalmucken und Chinesen Chinesen; sie hatten nie einen Adel.

Die österreichische Aristokratie baut freilich keinen St. Stephan mehr, und was sie im Augenblick Großes schafft, ist mir nicht bekannt; aber sie ist frei von dem junkerhaften Dünkel, von dem beleidigenden Scheine, von der verletzenden Bornehmheit, von dem augenfälligen Haschen nach Vorzügen, die ihr anderwärts für geringen Vortheil nur die Abneigung und die Misgunst der nicht Privilegirten einbringen. Und grade aus dem Adel sind jetzt mehrre Sängerstimmen erklungen, welche eben so wohlgefällig an sich tönen, als der freiheitsathmende Geist darin verräth, daß kein dumpfer Kastengeist diesen Stand beherrscht. Jemand, selbst ein Glied desselben, klagte mir zwar, unter allen

österreichischen Großen seien kaum zwanzig, die man ins rechte Centrum, und kaum zwei, die man auf die linke Seite placiren könne. Wozu aber das! Wäre denn der Wunsch unrecht, daß in ganz Deutschland Niemand wäre, der auf einen der Plätze von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken im Palais Bourbon paßte! Sind denn unsere Lebensbedingungen nicht ganz verschieden! Etwas Anderes könnte mehr Sorge erregen: solche vorurtheilsfreie Sängerstimmen, wie jetzt im österreichischen Adel, erhoben sich auch vor vierzig, fünfzig Jahren im Norddeutschen, hochgebildete, freiheitsathmende. Diese sind nun längst verklungen, denn die Zunftlösung: man müsse zusammenhalten, und nicht freiwillig Denen, die den Besitz rauben wollen, entgegenkommen, überwog den freien Sinn — zum unerseßlichen Schaden für den Adel selbst, der zu retten war.